

Zettelwirtschaft

Die wundersame Geschichte des Zettelkastens

Früher stand er auf fast jedem Schreibtisch: ein brauner Holzkasten, darin viele gleich grosse Zettel, fein säuberlich geordnet nach Alphabet, Datum oder einem anderen Kriterium. Heute sind Zettelkästen Relikte einer untergehenden bürotechnischen Ordnungswelt, und so ist die Idee sicherlich verdienstvoll, der unbekannteren Geschichte dieses bekannten Gegenstandes nachzugehen, bevor Computer und Datenbank die Kartei endgültig ins Arsenal untergegangener Kulturtechniken verdrängen werden.

Dass der Zettelkasten viel mit unserer abendländischen Kultur zu tun hat, zeigt der Berliner Kulturwissenschaftler *Markus Krajewski* schon auf den ersten Seiten seiner Studie: Niemand Geringerer als der Arzt, Naturforscher und Polyhistor Konrad Gessner (1516–1565) nahm mit seiner «Bibliotheca universalis» eine «vorläufige Verzettelung» des damaligen Wissens vor. Eingehend beschrieb er, wie «alles von Wichtigkeit und was

Verwendung verheisst, auf ein einseitig zu beschreibendes Blatt von guter Qualität zu übertragen» sei, um dann mit der Schere zerschnitten und «nach Belieben» geordnet und untergliedert zu werden. Diese Papierschnipsel arrangierte Gessner noch auf grossen Bögen, und zwar so, dass sich mittels aufgeklebter Papierschienen die Reihenfolge der Zettel verändern liess.

Krajewskis Hommage an den Zettelkasten ist keine lineare Geschichte von Gessner bis zur Access-Datenbank der Firma Microsoft, sondern eine Suche nach Bruchstellen und Zufällen. So passt es, dass er in einem nächsten Schnitt zwei Begebenheiten um 1800 in den Vordergrund stellt: Im revolutionären Frankreich versuchte das «Bureau de Bibliographie» den Buchbestand des Landes zu registrieren und verwendete – aus Kostengründen – zur Erfassung der Informationen Spielkarten, die nicht nur billig, sondern auch einheitlich gross waren. Die geplante Bibliographie gelangte zwar nie in Druck, doch die Idee einer einheitlichen Karteigrösse war geboren. In die gleiche Zeit fällt auch die wissenschaftsgeschichtlich bedeutsame Ausdifferenzierung zweier sehr unterschiedlicher Berufsbilder: von Bibliothekaren und von Gelehrten nämlich. Die Gelehrten mussten eine Methode finden, ihr Wissen so zu verwalten, dass sie es auch ohne direkten Zugriff auf die Bücher verwenden konnten. Der Zettelkasten wurde zur Gelehrtenmaschine und zum «präluzierenden Textgenerator», wie Krajewski schreibt.

Nach einigen weiteren Stationen in der Geschichte der Wissensnotation kommt er auf eine erstaunliche Wende zu sprechen: Der Zettelkasten verlässt die gelehrte Welt der Bibliotheken und erobert Ende des 19. Jahrhunderts die Büros – zuerst in den USA und dann auch in Europa. Diese «diskursive Übertragung» ist die Folge von Zufällen, gescheiterten Geschäftsideen und faulen Bibliothekaren. Doch schliesslich kann das System Zettelkasten allen Komplikationen und Pleiten zum Trotz seinen Siegeszug antreten: Die «Fabriken Fortschritt G. m. b. H.» in Freiburg im Breisgau wirbt 1929 in einem Prospekt mit dem Argument «Karteien können alles!».

Dieser Erfolg geht zu einem grossen Teil auf das Konto von Melvil Dewey und seines «Library

Bureau». Dewey war ein Bibliothekar, der 1876 – gerade mal 25 Jahre alt – nicht nur die Gründung der «American Library Association» durchsetzte, sondern gleich noch das «American Metric Bureau» und die «Spelling Reform Association» ins Leben rief. Deweys oberste Maxime war in allen seinen Tätigkeitsbereichen: mehr Effizienz, mehr Systematik und mehr Ordnung. Heute ist Dewey nur noch als Schöpfer des *Dewey Decimal Classification System* (DDC) bekannt, eines Zahlensystems, mit dem er das gesamte Wissen dieser Welt in jeweils zehn Kategorien und entsprechende Unterkategorien einteilen und klassifizieren wollte. DDC wird auch heute noch in den meisten (auch grossen) Bibliotheken weltweit eingesetzt. Mit kostengünstigen, einheitlichen Karten und Karteikästen konnte sich Dewey mit seinem «Library Bureau» nach einigen Turbulenzen im amerikanischen Bibliotheksmarkt rasch normbildend durchsetzen.

Die grosse Wirkungsmacht des Zettelkastens als Organisationsprinzip weit über die Bibliothek hinaus gründet auf dem «Technologietransfer» aus der Bibliothek hin zur Administration. Es war die Buchhalterin des «Library Bureau», die den Vorzug des Prinzips Zettelkasten für die eigene Arbeit entdeckte und so den Anstoss zum ganz grossen Durchbruch des neuen Werkzeuges gab. Auch wenn schon andere Institutionen wie zum Beispiel die Bank of England früher damit begonnen hatten, administrative Aufgaben wie etwa die Kontoverwaltung zu «verzetteln», war es die strategische Positionierung von Deweys Firmen- und Verbändekonglomerat, die den Ausschlag gab. Das «Library Bureau» besetzte in den nächsten Jahren erfolgreich das gesamte Feld der Büroorganisation und meldete in den Jahren 1893 bis 1916 allein für sein *Card Indexing System* nicht weniger als 19 Patente an.

Krajewski beschreibt den Zettelkasten als logischen Vorgänger des Personalcomputers, der als «universale diskrete Maschine» den Zettelkasten letztlich überflüssig macht. Dass er in der Analyse der damaligen Diskurse auf Parallelen zur heutigen Auseinandersetzung um EDV und neue Medien verzichtet, ist nur auf den ersten Blick eine Enttäuschung. Der medienwissenschaftlich geschulte Blick und das (deutlich von Friedrich Kittler beeinflusste) kulturwissenschaftliche Vokabular machen die Studie zu einem sehr aktuellen – und auch unterhaltsamen – Buch.

Peter Haber

Markus Krajewski: Zettelwirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek. Kadmos-Kulturverlag, Berlin 2002. 255 S., Fr. 36.50.

Phono-Hinweise

Bach in Brasilien

azn. Mit Leichtigkeit hat Heitor Villa-Lobos (1887 bis 1959) komponiert und in seinen neun Suiten der «Bachianas Brasileiras» ein kunterbuntes Nebeneinander von Kontrapunktik und Concerto-grosso-Satz im Stil seines einzigen Vorbildes, Johann Sebastian Bach, von brasilianischer Folklore, Neoklassizismus, Hollywood, Gershwin und ein wenig Honegger geschaffen. Villa-Lobos schreibt hier Musik, wie Kinder mit einem Baukasten spielen: Die Elemente wirken oft austauschbar. Dies fällt ebenso auf wie seine blühende Phantasie und wie das Raffinement, mit dem er den Kontrapunkt im Orchestersatz behandelt, wenn man Gelegenheit hat, alle neun «Bachianas» nacheinander zu hören. Unter der Leitung von Isaac Karabtschewsky und mit keinem Geringeren als Nelson Freire als Solisten im Klavierkonzert «Bachianas No. 3» legt das Orchestre Symphonique du Brésil auf drei Compact Discs eine Gesamtaufnahme dieser Werkgruppe vor. Eine spannende und unterhaltsame Begegnung mit einem Exzentriker der Musikgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts wird so ermöglicht; die Produktion ist also ein Gewinn für das Repertoire. Die interpretatorische Qualität ist allerdings unterschiedlich. Die Cellogruppe des Orchesters genügt heutigen Ansprüchen punkto Intonation und Präzision in den «Bachianas» eins und fünf höchstens knapp. Überzeugender sind die Werke, welche für grosses Orchester gesetzt sind, da hier auch eine aufgeraute Beschaffenheit der musikalischen Oberfläche vom Komponisten intendiert wurde. In der süsslichen «Bachiana No. 5» ist die Begegnung mit dem kräftigen Sopran von Leila Guimaraes überraschend; sie betont das herb Folkloristische des Werks.

Heitor Villa-Lobos: Bachianas Brasileiras Integrales. Nelson Freire (Klavier), Leila Guimaraes (Sopran), Orchestre Symphonique du Brésil, Leitung: Isaac Karabtschewsky. Iris Music Harmonia Mundi France 3001 843 HM 57 X 3 (3 CD).

Strawinsky – perfekt und freizügig

zur. Bei Igor Strawinskys «Histoire du soldat» kann ein Musiker beinahe nichts falsch machen. Alles steht in den Noten drin – oder sehr nahe dabei. Das Merlin Ensemble Wien agiert musikalisch und expressiv: eine starke Leistung. Martin Walch als Geiger ist schlichtweg brillant. Die Produktion ist ein Mitschnitt vom 11. Musikfest Bremen 2000. Die szenische Umsetzung unter der Regie von Hermann Beil nimmt sich einige Freiheit – wie Wiederholungen, Umstellungen, Zusätze. Das stört nicht. Es gehört zum Bühnenalltag wie auch das Stimmen der Instrumente vor dem eigentlichen Stück und zwischen den Teilen. Lore Brunner bewältigt als Sprecherin gleich alle vier Partien von Soldat, Teufel, Prinzessin, Erzähler – mit eindrücklicher Differenzierungsgabe. Nur: Muss der Soldat denn so «helvetisch» parlieren? Das hat für ein norddeutsches Publikum vielleicht einen gewissen Unterhaltungswert, liegt aber kaum in der Absicht der Autoren.

Igor Strawinsky: Die Geschichte vom Soldaten, Merlin